

HEIMATLOS

In seinen eigenen Worten: Ein Interview mit



Michael Rainer

Ich wurde als Michael Nicolai Borokovnova am 29. September 1940 in Odessa geboren. In den Wirren des Zweiten Weltkrieges kam ich mit meinen Eltern und dem Kosakenzug im April 1944 zunächst nach Friaul. Auf dem Weg nach Westen waren wir mit der Eisenbahn in Italien unterwegs, als Fliegeralarm zum Anhalten zwang. Der Zug blieb auf offener Strecke stehen und alle stürzten hinaus. Ich rutschte den Bahndamm hinunter. Da legte sich meine Mutter auf mich, um mich zu schützen. Das ist meine weitest zurückliegende Erinnerung. Wir wohnten etwa ein Dreivierteljahr in Friaul, als sich der Tross nach Österreich in Bewegung setzte. Dann kam der erste schwere Schicksalsschlag meines Lebens. Meine schwangere Mutter starb bei der Niederkunft und das Kind auch. Sie wurde nach orthodoxem Ritus in Paluzzo beerdigt. Die Tote wurde im offenen Sarg, nur mit weißen Tüchern bedeckt, ins Grab gesenkt. Beim Verlassen des Friedhofes reichten zwei Frauen süßen Reis. Das soll ein Symbol für ein süßes, jenseitiges Leben sein.

Als ich später in Tristach mit dem Maurermeister Müller (Bruder von Meixners Mutter) im Tristacher Friedhof von Grab zu Grab ging und mir die Bilder anschaute, sollte ich gesagt haben: „Nix Mama, nix Mama.“

Mein Vater Nikolei Michailowitsch war Arzt. Eine Ohrfeige von ihm ist mir in Erinnerung, als ich unerlaubt mit seinem Dolch spielte. Als die Engländer die Deportation – hinterlistig die Auslieferung der Kosaken – in der Peggetz mit Gewalt betrieben, wurde mein Vater

erschossen. Ich stand hinter ihm. Er rutschte an mir hinunter. Da griffen zwei Hände nach mir und zogen mich aus dem Gemetzel. Es könnte die Schwester meiner Mutter gewesen sein. Wie ich auf die Tristacher Seite kam, weiß ich nicht mehr. Die „Schussn Mutter“ kam in die Einfanger. Sie wollte nach einer Kuh schauen. Da flehte sie eine Frau an, ob sie so gut sei und das Kind zu sich nehme. Obwohl die Schussn Mutter schon ein Kind aufgenommen hatte, nahm sie mich aus Mitleid mit. Als sie ins Dorf zurückkam, saß der Meixner Vater vor dem Haus und sie fragte, ob er das Kind nehmen könne, da sie ja schon ein Kosakenkind habe. Er soll gesagt haben: „Lass ihn nur da. A Brot und a Bett hab ma schon.“ So landete ich beim Meixner, einer großen Familie. Mit mir und einem Zwangsarbeiter aus Polen waren wir neun Personen.

Am Anfang habe ich überhaupt nicht gesprochen. Nach ein paar Wochen kamen drei Personen – Engländer, ein Sowjetdiplomate und eine Dolmetscherin. Diese fragte mich, welche Sprache ich spräche. Ich sagte ganz selbstverständlich: „Deutsch.“ Da zogen sie ab. Von da ab redete ich Tristacherisch.

Beim Brugger war auch ein Kosakenkind, die Zilla. Sie war schon in Italien mit uns im Zug. Schwester? Als ich nach dieser Aktion zum Brugger ging, sagte die Brugger Mutter: „Zilla nix mehr da, Zilla nix mehr da.“

Einmal spielten im Tischler-Wegele ein paar Kinder, die Russisch sprachen. Ich stand am Zaun und schaute zu. Da kam die Meixner Moidl und zog mich weg. Ich litt lange an psychosomatischen Symptomen, zum Beispiel Bettnässen. Die Meixner Mutter hatte unendliche Geduld mit mir.

Bevor ich in die Schule kam, brauchte ich gültige Papiere. Dafür musste ich zum Amtsarzt. Der schaute mir in den Mund wie bei einem Rosshandel und bestimmte, dass ich 1941 geboren wurde. So wurde ich jünger gemacht und bekam einen neuen Geburtstag, den 2. Juni. Das war der Tag, an dem ich zum Meixner kam. Und einen neuen Namen bekam ich auch, den Vulgonamen von Meixner: Rainer. Ich hatte als „Aussteuer“ den Pass meiner Mutter, in dem ich mit dem tatsächlichen Geburtstag eingetragen war, zwei Fotos von meiner Mutter und ihrer Schwester (zwei schöne Frauen) und einen Löffel mitbekommen.

Vor der Firmung wurde ich noch einmal katholisch getauft. Als Kind wollte ich so wie alle anderen Kinder sein, der „Kosak“ oder der „Kosakenbub“ gefielen mir gar nicht. Es klang immer etwas abschätzig. Mit den Nachbarn ... verstand ich mich gut, der Tischler Franz Unterluggauer wurde mein Freund. Er hatte Bienen und konnte mich auch für diese Tiere begeistern.

In der Schule musste ich mehrere Klassen wiederholen. Der Lehrer Brunnhuber machte mich klein. Als er mir das Schlusszeugnis überreichte, sagte er: „Michael, du bist nichts, du kannst nichts, du weißt nichts, du wirst immer Knecht bleiben.“

In den Ferien kaufte ich mir in der Buchhandlung Geiger ein Rechenbuch und begann zu üben. Da entdeckte ich, dass ich schnell begriff und Talent für Mathematik habe. Als ich im darauffolgenden Jahr einen sechswöchigen landwirtschaftlichen Kurs in Leisach besuchte, konnte ich beweisen, dass ich inzwischen rechnen gelernt hatte. Der Lehrer Tegischer förderte mich sehr und munterte mich auf.

Im nächsten Jahr musste ich wieder zur Fortbildungsschule. Da war es mir eine Genugtuung, dem Lehrer Brunnhuber zu beweisen, dass ich mehr als nichts kann.

Mit 18 Jahren ging ich in die Schweiz, in den Kanton Solothurn. Ich kam in einen großen Betrieb, in einen von vier Höfen einer Konsumgenossenschaft, als Rossknecht. Dort waren

alle Felder sehr steil, und ich bekam fürchterliches Heimweh, ich weinte Rotz und Wasser. Der Verwalter fragte mich, ob es in Osttirol nicht auch steil wäre. Ich sagte: „Wo ich herkomme, ist es platteben.“ Erst als ich mit meiner Schwester, der Meixner Toni, telefonieren durfte, hatte ich das Schlimmste überstanden. Sie war zu der Zeit auf Saison in Eglisau. Der Verwalter hatte ein Einsehen und versetzte mich auf einen anderen Hof in besserer Lage.

In diesem Betrieb wurde Vorzugsrohmilch für ein Kinderspital hergestellt. Mir blieb der Mund offen, als ich das erste Mal die fantastischen technischen Einrichtungen der Kühlanlage und Melkanlage sah. Ich wurde zweiter Melker. Erster Melker konnte meines Wissens damals nur ein Schweizer Staatsbürger werden.

Nachdem ich meine Frau kennengelernt hatte, die nichts von der Landwirtschaft wissen wollte, suchte ich eine andere Arbeit.

Ich kam bei der Chemiefirma Roche in Grenzach-Wyhlen, in der Nähe von Basel, aber auf der deutschen Seite, unter. Nach firmeninternen Weiterbildungsmöglichkeiten hatte ich gute Aufstiegsmöglichkeiten und brachte es zum Schichtmeister. Auch hier kamen mir meine mathematischen Fähigkeiten zugute. Bis zu meiner Pensionierung – mehr als 38 Jahre – blieb ich bei Roche.

Etwas glaube ich ganz sicher von meinem Volk geerbt zu haben – Mut. Ich hatte nie Angst, auch nicht vor Vorgesetzten. Die Firma wollte mich nach Schottland schicken. Ich weigerte mich, obwohl der Verlust des Arbeitsplatzes drohte. Ich begründete meine Absage damit, dass ich nie und nimmer Englisch lernen würde, da Engländer meinen Vater ermordeten. Da hatten die Arbeitgeber ein Einsehen.

Ich heiratete ..., habe drei Kinder und drei Enkel. Ich kehrte 1999 wieder nach Osttirol zurück und kaufte ein Haus in Stribach.